Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 301 (2018)

Artikel: Das Dorf
Autor: Waser, Maria
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-842110

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Dorf

ILLUSTRATION VON CYRILL MOSER, MAGMA BERN

Mitten im bernischen Lande. Im Flachen. Nicht weit von der Aare. Zwischen Alpen und Jura: die Alpen noch grad nahe genug, dass man spüren kann, wie sie zu einem gehören; der Jura abgerückt genug, dass er kein Wall mehr ist, der den Himmel einzwängt, nur ein schöner, himmelblau gewellter Zug, heiter wie eine Sommerwolke am glänzenden Morgen, beim Sonnenuntergang ein schwarzvioletter Kamm vor der Himmelsbrunst. Das Land weit, ebenhin, Bodens und Himmels genug, um der breitesten Sonne Platz zu geben, weitläufige Wälder, ein Buchenhölzlein, das sich säuberlich gegen den Berg hinaufzieht, Wässermatten, Felder, Obstwiesen, Gärten und dazwischen, um den Kirchhügel gebüschelt, das Dorf.

Wer auf der Bahn dran vorbeifährt, sieht einen ausnehmend stattlichen Bahnhof, eine breite Bahnhofstrasse und denkt sich, das sei allweg eine ansehnliche Ortschaft. Aber vom eigentlichen Dorfe weiss er nichts. Das fängt erst dort oben an, wo die Strasse um den Lindenbrunnen herum den Rank nimmt. Dort erst beginnt die rechte Dorfgasse: behäbige Häuser, auf Terrassen alle, auf höheren oder minder hohen, Gärten dazwischen, Gärten dahinter und zuoberst der gepflasterte Dorfplatz mit dem Vierröhrenbrunnen. Fünf Strassen laufen auf diesem Platz zusammen. Am Samstagabend, wenn die Besen darübergegangen sind, ist er sauber wie ein Saal, und wenn's gerade ein schöner Sommerabend ist und die Sonne gelb dreinzündet, dass die Blumen auf den Terrassen rings und auf dem Brunnenstock einen Schein bekommen – festlich wie ein Tanzsaal. Und rund um den Platz die stolzesten Häuser: das Pfarrhaus, doppelt so lang wie jedes andere im Bernbiet; das Kornhaus, grossmächtig mit der Sonnenuhr, dem Gemeindewappen, den schwarzrot geflammten Fensterläden; ein paar gesatzliche Bürgerhäuser und dann die «Sonne». Einer der glänzendsten Landgasthöfe weitherum, mit Freitreppen, mit runden Akazienbäumchen auf der hohen Terrasse, mit gewaltigen Scheuern und einem Tanzsaal, wie man im ganzen Land keinen mehr findet. Ein Italiener hat ihn erbaut zu Mitte des letzten Jahrhunderts, mit viel vergoldetem Stuck, mit Gipsstatuen und mit jenen sechs grossen ovalen Spiegeln in der Decke, die der «Sonne» zu dem Ruhm verhalfen, es gehe an einem Tanzsonntag nirgends so lustig zu wie dort, weil man da die Bernermädchen auf den Köpfen tanzen sehe.

Von den fünf Strassen, die von hier ausziehen bis dorthin, wo das Dorf mit Bauerngehöften gegen die Wälder zu vertropft, ist die Kirchgasse die älteste und schönste: stotzig, steinbesetzt, gradauf bis zur Kirchtreppe. Hier lassen sich die Häuser nahe zusammen; die Gärten haben sie alle nach hinten verlegt, dafür Kübelpflanzen und Blumenstege nach vorn auf die Terrassen gestellt. Und jedes Haus mit seinem besonderen, schönen Dach: Vogeldielen, Bernerbögen, Walmdächer, und, mitten drin, der gäche gotische Giebel des Drangsalenstocks. Zu alten Zeiten stand hier der Pranger. Jetzt ist eine Metzg unten drin; etwas Düsteres blieb um das Haus. Aber der Brunnen davor trägt immer die schönsten Maien, und gleich dahinter beginnt die lange Kirchtreppe und darüber, mit dem Kirchhof zwischen uralten Mauern und alten Kastanienbäumen, thront die Kirche: ein schwerer Turm, ein gewaltiges Schiff mit zwei Schirmen, wie es sich schickt für die grösste Kirchgemeinde im Kanton.

Seltsam ist, dass das Pfarrhaus so weit von der Kirche liegt, am lebigsten Platz, zwischen «Sonne» und Bierbrauerei. Aber eben, in dem Hause wohnen zwei Pfarrherren, und dies sowohl wie der Umstand, dass das Pfarrhaus so vor allen Augen steht, ist nicht ohne Bedeutung für die Lebenshaltung dieser Dörfler. Nämlich: Zwei Pfarrer in einem Haus, das ist gerade wie zwei Weiber in einer Küche – es geht nie! Und da kann man sich's ja nun denken, wie wohltätig und beschwichtigend das auf die Gemüter wirken muss, wie das einem das Herz weit macht, wenn man es so klar sehen kann, dass es an allen Orten ungefähr gleich zugeht, obenaus nicht anders als untenfür, dass die schwarzen Röcke das Herz nicht ändern und wir in Gottes Namen allesamt Sünder sind.

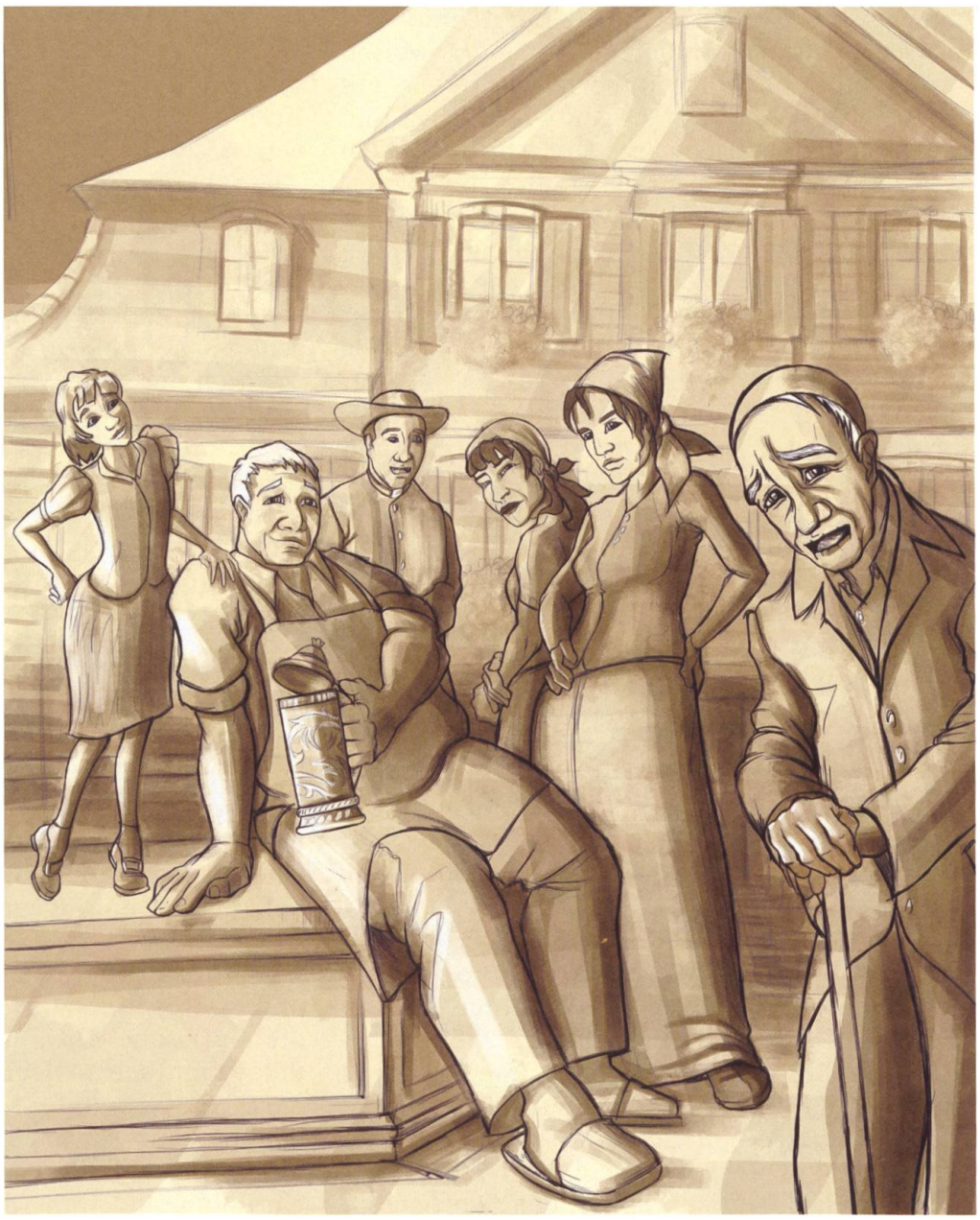
Ich glaube immer, dies sei vielleicht am meisten schuld daran, dass in dem Dorf so alles nebeneinander Platz fand: der Pfannenheiland neben dem Bierchristen, das Jätvreni neben der Napolitanerin, das Pfarrhaus neben der Sonne, die Wahrsagerin neben der Kirche, die «Volkszeitung» neben dem «Freien Berner». Und gewiss war es auch ein wenig schuld daran, dass dort die Freude trotz der bernischen Gesatzlichkeit so wohl geriet und sich auch immer gern ans Licht liess. Schon bei den Kindern: Was wurde da jeweils in den Schulpausen geliedet und geringelreihet! «Es kommt eine Braut aus Ninive», «Der Papst, der Papst und den geben wir nit» und «Mariechen sass auf einem Stein ...». Wenn nach der ersten halben Stunde der sanfte Lehrer erschien und zum Hereinkommen mahnte, hiess es jeweils: «Nur noch ein Liedchen», und dann fing's erst recht an. Ja, und an den Sommerabenden, wenn die jungen Mädchen die Strasse auf und ab wandelten in langen Zeilen und die schönsten Volkslieder sangen, wer hätte daran gedacht, dass einmal die Zeit kommen würde, wo man diese Lieder ängstlich aufschreiben und sammeln müsste, damit sie ums Himmels willen nicht verloren gingen?

Nie aber war das Dorf solchermassen beisammen wie am Markttag. Viermal im Jahr fand er statt; am berühmtesten war der Frühlingsmarkt – es hiess, die Mädchen hätten da vom Winter her noch schöne weisse Haut – und das ganze Dorf füllte er aus: vom Lindenbrunnen bis zur Kirchtreppe ein Stand am andern, mit lustigen bunten Blachen, und dazwischen, kressendicht, die Leute, vor allem das Bauernvolk von weither im schönsten Gerust. Und dann hinter der Kirche, im Kalberweidli, erst noch der Viehmarkt: Haupt an Haupt die schönen sauberen Tiere, weithinaus ein samtbraunes, ein weisses, rosenrotes und lustig geflecktes Gewimmel. Dass aber die Leute nicht bloss des Kaufens wegen zu Markte kamen, das hat man jeweils in der Marktnacht zu spüren bekommen, wo nicht nur jene nicht schlafen konnten, die mitholeiten.

Aber dann erst die Fasnacht! So an einem Hirschmontag, wenn es schon am dunkeln Morgen anfing, vor jeder Tür das Schellenschütteln und Geschrei der Holibotzer, der Buben mit den bunten Bänderkronen auf dem Kopf und dem Rossgeschirr über dem lang nachschleppenden weissen Hemd, das Gekreisch der Mehlmuschi, der unheimlichen Weiblein, die einem mit Hexenbesen die Türschwelle kehrten, und der fürchterliche Lärm der kleinen Rätschenteufel! Und dann weiter die Musikbanden und die Schauspieler, nicht nur vor der Tür, sondern in Hausgang und Stube, mit ihren grausigen Mordgeschichten vom bösen Uli, vom Straubinger und vom Rinaldo Rinaldini und den heldenhaften Stücken vom Tell und vom Winkelried und den rührenden vom armen Mareieli, vom Jungfräuli und dem Tod. Und dann später die ausgelassenen Umzügler und prächtigen Umreiter – das ganze Dorf wie aus dem Häuschen und keine Ruhe bis am anderen Morgen. Da hat man es dann spüren können, dass das Bernerblut nicht so dick ist, wie sie immer sagen, dass das leichtlebige Solothurn nicht fern und dass es in dem Dorf wohl mehr als einen Mann gab, der mit dem Bierchristen hätte sagen können: «Die Gnade hab' ich von Gott, dass ich stets mit Freuden sündigen konnte.»

Dennoch hiess dieses heitere Dorf dannzumal «die schwarze Residenz». Aber das war eine politische Meinung, und dass die politische

Farbe nicht immer einig geht mit der des Gemütes, das weiss man ja. Derjenige, der dem Orte diesen Schlämperlig eintrug, das war der Redaktor der «Volkszeitung». Unten im Dorf wohnte er, ein kleines Männchen, schmalbrüstig, etwas vornüber, mit einem dünnen Bart und gescheiten, gescheiten Äuglein. Seine Sprache war eher leise, und wenn er lachte, dann brösmelte es nur so inwendig herunter. Aber wenn er jeweils in dem roten Samtkäppchen vor seinem Hause auf und ab pantöffelte, machte man einen Bogen um ihn herum, denn man wusste: Uli dichtet! und ob man nun zu seinen Freunden gehörte oder nicht, vor jenen Titelgedichten, die zweimal in der Woche am Kopf seiner Zeitung erschienen, hatte jeder Respekt; denn fast nie gingen sie ohne Lärmen ab: entweder gab es zu lachen oder zu schimpfen. Meistenteils beides zusammen, nur nicht von denselben Leuten. Es gab solche, die es für eine Ehre ansahen, dass Uli mit seinem Blättlein in unser Dorf gekommen war. Andere schämten sich dessen. Besonders jene Männer, die einen geraden Rücken hatten und das Mark inmitten, konnten ihm seine Wandlung nie verzeihen und dass er aus einem zündroten Demokraten ein kohlschwarzer Patrizierfreund geworden war.



Allein, Uli lächelte nur: «Die Kirschen sind auch zuerst rot, bevor sie schwarz werden.» Nicht umsonst kam er aus dem Guggisberg, jenem vielhöckerigen Ländlein, wo der Herrgott den Menschen nicht nur die Erde, sondern auch den Witz haufenweise geschenkt hat.

Übrigens lebte Uli ganz still für seine Familie, und man hätte gar nicht viel anderes gemerkt, wenn da nicht so gewisse Herren zu ihm gekommen wären, schwarz angezogene, vor-

nehme, von Bern und von Freiburg. Eine war, die diese Gäste erkannte und sie heimzuweisen vermochte: die Napolitanerin. Das war ein schauderiges Weib mit Augen wie Kohlen und Augenbrauen wie schwarze Iltisschwänze. Den Namen hatte sie von ihrem Manne, der in neapolitanischen Diensten gewesen war. Im Wald oben hatten sie ein Häuschen, ein eigenhändig gebautes, aus Holz und Lehm, unheimlich, man wusste nie, was sie dort trieben. Bei der Volkszählung kam es dann an den Tag. Da stand es deutlich auf dem Zettel. «Hauptbeschäftigung: Fischer. Nebenbeschäftigung: Fröscher.» Und richtig, im Wintermonat und dem Maien zu, wenn die Frösche fett sind, dann hatte die Napolitanerin ihre grossen Zeiten: Zweimal in der Woche ging sie mit Fröschenbeinen nach Bern. Von dort her kannte sie Ulis Gäste: Patrizier seien es, von den allerfürnehmsten, justament die, wo am nötlichsten um ihre Fröschenbeine zu tun pflegten und sie auch am besten bezahlten. Man sollte nur sehen, wie die Herren jeweils die langen Hälse zu den Laubenfenstern hinausstreckten und bettelten: «Frau Ammon, Frau Ammon, diesmal kommt Ihr doch hoffentlich zuerst zu mir!» Ja, da sei dann die Napolitanerin etwas wert!

Aber auch sonst gab es allerlei Gäste, die das Dorf damals anzog. Noch andere schwarze Gestalten, nicht schwarz des Gehrocks wegen wie bei Ulis Besuchern, schwarz, weil sie in der Nacht kamen und weil sie immer so etwas um den Kopf genuschelt trugen, einen Lumpen, ein Halstuch, einen Schleier, damit man sie nicht erkenne. Die pflegten hintenherum zu gehen, der dustersten Ecke des Dorfes zu, gegen das Haus der Bachtalen. Ein schwarzer Weiher, tief unten an der gächen Kirchhofsmauer, am Weiher eine schwarzbraune alte Hütte, mit den Füssen schier gar im Wasser, vor der Hütte zwei schwarze Hunde und zwei schwarze Katzen, kohlrabenschwarz, ohne ein weisses Zwicklein (es hiess, sogar die Haut von diesen Tieren sei schwarz): Dort wohnte die Wahrsagerin. Ein ungastliches Weibervolk mit glimmigen Augen und krummen Händen, einen Hudel um den Kopf; aber sie hatte einen grossen Lärmen von wegen ihrer Gabe. Weitherum, und besonders aus dem Solothurnischen, kamen sie herüber, aber oft auch von Bern und noch weiterher. Nun, das Wesen – es war besonders den Pfarrherren ein Dorn im Auge, in dem Punkt gingen sie jeweils einig –, dieses Unwesen nahm dann noch bald einmal ein Ende. Kein schönes. Es ging so zu: Der Wahrsagerin ihr Mann, ein kleiner verschüchterter Ofenhöck, nahm eines Tages, man kann schon sagen, ein unseliges Ende. Man wusste nämlich nie sicher, ist er an der Krankheit gestorben, die ihn vorher bettlägerig gemacht hatte, oder an dem «Türkenbund», jenem getürmten Kuchen, den er vom Bett aus der Frau heimlich aus dem Glasschränklein stahl und eines Klapfs aufass, oder an den Prügeln, mit denen die Frau und ihre Freundin, die Napolitanerin, ihn traktierten, als sie mit dem Malaga heimkamen und entdeckten, dass der Türkenbund schon dahin war – item, als die Weiber ihren Zorn gekühlt hatten, da merkten sie, wie berichtet wird, erst, dass der Mann schon fast kalt war. Das hatte seine Folgen: Von da an pflegte der Tote des Nachts durchs Kamin herabzukommen, um die Frau zu plagen. Darüber ist sie schwächlich geworden und dann selber bald einmal dahingegangen.

Damit hatte das Unwesen ein Ende. Keiner von ihren fünf Söhnen hat die Gabe geerbt, und weil es ihnen nicht gelingen wollte, sich in die dörfische Ordnung einzufügen, ging es ihnen ziemlich schlecht. Aber sie blieben dabei harmlos vergnügte Menschen, und der eine nannte seine Armeleutewohnung, wo im Winter die Eiszapfen von der Decke hingen, «Villa Nordpol», und wenn der andere vor den Haustüren der Bürger sein Essen holen ging, erschien er Arm in Arm mit seiner hübschen Frau, und Arm in Arm und unter zweistimmigem Gesang zogen sie wieder ab. Und mochte es ihnen so schlecht gehen, wie es wollte, dazu langte es immer noch, dass an einem Sonntagnachmittag sich alle fünf mit Frauen und Kindern im Wald, oben auf dem Zwingherrenhubel, wo man immer noch die Grube sieht, in der einst die Trutzburg versank, zusammenfanden um ein Fässlein herum, und

ihre Handorgeln durchtönten den Wald, und vielstimmiger Gesang, empfindungsvolle Lieder und unheimliche und lustig wilde: «Pumperlibum aberdran heiahan!»

Nur der Jüngste ging seinen besonderen Weg. Von ihm pflegte die Wahrsagerin zu behaupten, er sei unter einem bösen Stern geboren, und da lasse sich nichts dagegen machen. Selbst der Name Reinhold, den sie ihm gegeben, vermöge das nicht auszuwetzen. Er war ein recht hübscher Kerl mit blondem Krauselhaar und einer besonders starken Singstimme, und ein nettes Frauchen hatte er auch, der es weder an Mutterwitz noch Tapferkeit fehlte. Denn als die Leute sie höhnten, wenn sie den Holdi heirate, könne sie gleich den Bettelsack mitnehmen, da lachte sie nur, und am Hochzeitstag erschien sie zwar festlich gekleidet, aber mit dem Lumpensack über dem Rücken. Sie kamen auch leidlich zusammen aus und träumten davon, sich ein Karussell zu verschaffen und ihr Leben auf der Festwiese zu verbringen. Aber einmal an einem heiligschönen Himmelfahrtstag sprach Holdi: «Heut' ist Auffahrt, und ich habe Abfahrt.» Und dann ging er hin, und an des Nachbars schönstblustigem Apfelbaum hat er sich aufgehängt. Das hat man ihm übelgenommen. Begreiflich! Wer hätte nun noch Lust gehabt an diesen Äpfeln? Denn wo einer hing, da ist es nicht mehr geheuer! Deshalb fand man, er hätte es an einem andern Ort vollbringen können als grad an diesem unschuldigen Prachtsbaum. Damit aber hat man Holdi falsch verstanden; das war doch gerade der Zweck: dem Nachbarn, dem filzigen Kerl, der keinem ein unbezahltes Äpfelein gönnte, die Freude und den Handel gründlich zu verderben! Mochte er den Baum umhauen und andere pflanzen, der Fluch blieb im Boden! Und wirklich, um seine Früchte hat ihn keiner mehr geplagt.

Allein, ich habe mich da in eine dunkle Ecke verirrt. Es ging mir fast wie jenen scheuen Gästen, die des Nachts zur Wahrsagerin schlichen: Von der Bachtale kamen sie so leicht nicht wieder los. Doch nun muss gesagt werden, dass unser Dorf noch andere Gäste anzog, solche, die die Tagheitere nicht scheuten, und da hat keiner stärker gezogen als der Bierchristen.

Die Brauerei liegt grad über dem Pfarrhaus am Hänsiberg, an einer lustigen, stotzigen Strasse; nirgends konnte man im Winter so schlitteln wie dort. Nur einen Nachteil hatte sie: Wenn das Wetter sich ändern wollte, pflegten in der Nacht die toten Zwingherren vom Zwingherrenhubel her durch diese Strasse zu sprengen, dem Totenhof zu. Man hörte ganz deutlich das Schneuzen der Rosse, das Schlagen von Hufen; aber dann durfte man beileibe nicht der Neugier nachgeben und etwa den Kopf zum Fensterlein hinausstrecken, sonst war er am andern Morgen geschwollen wie ein Kürbis.

Aber die Brauerei ist ein schönes, breites Haus mit einer stattlichen zweistöckigen Laube, und fast nie konnte man daran vorbeigehen, wo nicht das Gelächter aus der Gaststube beinahe die Mauern sprengte. Nicht etwa so ein schmieriges Wirtshausgelächter, nein, eins dem man es anhörte: Diesen Mannen war es von Herzen wohl. Über der Gaststubentür stand zu lesen:

«Rein mit dem Bier, wenn es klar ist,
Raus mit dem Wort, wenn es wahr ist.»

Damit freilich wollte Bierchristen weder behaupten, dass er immer die purlautere Wahrheit spreche – im Gegenteil, nichts war ihm lieber, als wenn er so ein Mäuslein Wahrheit aus einem rechtverzwackten Lügenknäuel herausblinzeln lassen konnte –, noch, dass sein Bier immer lauter sei. Und wenn ihm etwa ein Sud misslang, dann pflegte er sich kopfschüttelnd vor seine Gäste zu stellen: «Mich nimmt's nur gottswunder, wie ihr ein solches Gesöff herunterbringt!» Allein, wo Bierchristen dabei war mit seinen lustigen Äuglein, da wurde alles süffig. Drum kamen die Leute auch so weit her, und dann nicht etwa nur so gewöhnliche Wirtshaushocker: Eidgenössische Oberste, Nationalräte, Pädagogen, Geistliche, ja sogar Kapuziner von Solothurn fanden sich hier ein, um Bierchristens Sprüche zu vernehmen, seine Verse, seine meisterlosen Verspottungen von Leuten jeder Gattung und seine mordlustigen Spässe, ach, das ganze Theater seiner Helkerei. Er war

so der richtige Eulenspiegel. Im Grunde herzensgut, immer bereit zu geben, kein armer Teufel hat bei ihm angeklopft, dem er nicht irgendwie auf die Beine half (nur hätte man es nicht wissen sollen; denn Dank anzunehmen, schien ihm eine übel schämige Sache). Aber er war der Ansicht, dass, da doch das Lachen das Einzige sei, was der Mensch vor der andern Kreatur voraushabe, man nichts Menschenwürdigeres tun könne, als diese Gabe nach Kräften zu fördern, und er meinte, er sei express in die Welt gekommen, um solcher Sache zu dienen und dieses Jammertal ein wenig zu vergolden. Selbstverständlich blieb er mit seinen Eulenspiegeleien nicht in der Gaststube, das ganze Dorf hat er damit aufgeheitert, und beim Militär, wo er Tambourmajor war, haben sie ihn dann in Ehren zur Ruhe gesetzt; denn es hiess, er habe das ganze Zeug durcheinandergemacht und keiner sei ihm mehr Meister gewesen. Er war es, der jeweils unsere Fastnachtumzüge veranstaltete. Einmal wurde einer gar zu einem Leichenzug, und der im Sarge lag, war kein anderer als Bierchristen, und der ihm als erster Leidtragender laut schluchzend folgte, wiederum kein anderer als Bierchristen selber. Ja, und dann hatte er immer irgendeinen Dorfnarren an der Hand, mit dem er, ohne dass dieser es merkte, sein Kasperlitheater aufführen konnte zum Ergötzen aller. Den suchte er sich nicht nur unter den leidesten Männlein; einmal traf es einen Sekundarschullehrer, und ein andermal wohnte er gar im Pfarrhaus: Er hinkte und blies die Flöte – oh, grausam falsch! –, und er war immer auf der Suche nach einer Frau. Bei diesen Freiersgängen pflegte Bierchristen ihm behilflich zu sein. Auf seine Art! Manchmal ist es bei solchen Spässen auch etwas grausam zugegangen. Einen hat es sogar den Verstand gekostet. Das war der Sorgen-Joggi, ein einspänniger Schuhmacher; dem hat Christen eingeben können: Wenn er, solch ein gewaltiger Schuster vor dem Herrn, dem Bundesrat Hertenstein die Schuhe gemacht hätte, so wäre jenes Hühnerauge nicht entstanden, an dem der grosse Mann so kläglich starb. Und diese Meinung wurde noch durch eine bundesrätliche Reproche von Bern her erhärtet. Dem hat Joggi dann immer nachstudieren müssen. Darüber ist er tiefsinnig geworden und schliesslich ganz verwirrt bis zum Tod.

Dennoch, die eigentliche Dorffreude war nun einmal der Bierchristen, und als er starb, schon früh – denn wenn der Arzt ihn jeweils warnte, das gehe nicht immer so, dann pflegte Chrigel zu antworten: «Was willst, ich weiss es ja wohl, mich tötet's vom Trinken, aber dich nicht minder vom Schaffen, zuletzt kommt's dann auf eins heraus. Ich bleibe bei meinem Teil.» So hat er denn jung dran glauben müssen. Er nahm die Sache ruhig, und Spässe habe er gemacht bis zum letzten Atemzug. – Aber als er tot war, da dünkte es einen eine Zeit lang, jetzt sei nur mehr Werktag, und seiner Frau, der vielgeliebten, vielgeneckten Studle, ging es dermassen zu Herzen, dass sie, die Junge, ihm nach kurzer Zeit folgte.

Wenn ich von diesem Berner Eulenspiegel erzählen wollte, ein Buch könnte man damit füllen; aber ich weiss nicht, ob man heute derlei noch hören möchte. Unsere Herzen sind nicht mehr einfältig und robust genug, um jene Welt des harmlosen und tollen Scherzes zu ertragen, denn hinter dem Vergnügen spüren wir das Verhängnis und hinter dem Rausch den Tod.

WETTBEWERB

Frühe Druckerzeugnisse

1605 reichte der Buchbinder Johann Carolus dem Strassburger Magistraten eine Bittschrift ein, in der er um die Bewilligung nachsuchte, Nachrichten setzen und drucken zu lassen und sie wöchentlich zu verbreiten. Damit begann im deutschsprachigen Raum die Geschichte des Zeitungswesens, der das Gutenberg-Museum in Mainz 2005 eine Ausstellung widmete.

Siehe Wettbewerbsfragen auf Seite 101